

Eine Bilderzählung

»Die Judenschule« Ein Interview mit Thomas Sandberg



Grischa Meyer: Erste Frage: Für wen ist so ein Buch?

Thomas Sandberg: Eigentlich für mich, ich glaube, jede kreative Arbeit macht man erstmal für sich selbst. Die Frage müsste man bei vielen Fotobüchern stellen. Aber gerade dieses Buch ist kein reines Fotokunstabuch, es richtet sich an ein Publikum, das am Judentum interessiert ist. Am Anfang darf nichts in Gebeten, für die Website der Jeschiwa Fotos zu machen. Da gab es einen Kindergarten, eine Grundschule, die Kollés, das sind Lerngruppen für verheiratete Männer, und die Midrascha, das sind Lernkreise für die Frauen. Es gab die wöchentlichen Thoralesungen und Gottesdienste. Aber was es auch gab, war ein striktes Fotografierverbot an allen höheren Feiertagen, wozu bereits der Shabbat zählt. Am Shabbat darf nichts in Gang gesetzt werden, natürlich auch nicht der Verschluss einer Kamera. Ich habe gelernt, mit Einschränkungen zu leben. Als dann einiges Material ent-

standen war, lag es nahe, daraus eine Ausstellung und ein Buch zu produzieren.

GM Bücher »für Menschen, die sich fürs Judentum interessieren«, gibt es schon genug.

TS Es ist kein bildungsbürgerliches Buch, das eine Religion erklärt. Es ist eine Bilderzählung über Alltag und Festtag in dieser orthodoxen Jeschiwa. Wie es da zugeht, ist heute nicht mal allen Juden bekannt. Es ist ein Buch über eine junge orthodox jüdische Gemeinschaft, deren Mitglieder aus den Ländern der ehemaligen Sowjetunion kommen. Ich hatte das Gefühl, dass es ein besonderer Moment ist, wo sich diese Gemeinschaft neu konstituiert. Die Elternhäuser der Abgebildeten waren meist vollkommen säkularisiert. Die Kinder und Enkel wollen nun da anknüpfen, wo ihre Groß- oder Urgroßeltern aufhörten. Manche wollen die fromme Lebensform der Chassidim wieder finden, wie sie vor

hundert Jahren in den Shtetln Galiziens existierte. Diese Jüdischkeit fand durch den Holocaust ein grausames Ende. Insofern zeigt das Buch eine ganz besondere Gruppe, die auch nicht vergleichbar ist mit orthodoxen Juden in Brooklyn oder Jerusalem.

GM Ich würde gern mehr über die fotografische Arbeit erfahren. Du nennst das Buch »eine Erzählung« – das ist eigentlich ein literarisches Genre. Wie passt das zur Fotografie, und vor allem zu Deinem Buch, das im Wesentlichen ohne Texte auskommt?

TS Ich habe wohl selber Geschichten sehr gerne. Als ich jung war, habe ich die Geschichten von Scholem Aljchem und anderen jiddischen Autoren, nicht zuletzt die von Isaac Bashevis Singer gegessen. Wahrscheinlich bin ich dadurch inspiriert. Als Fotograf entspricht es meiner Vorstellung, dass sich meine Geschichte weitestgehend über Bilder mitteilt. Ich hatte viele Jahre für klassische Illustrierte gearbeitet, die ihrer Herkunft nach aus der Zeit vor dem Fernsehen stammen. Zum Beispiel stelle ich mir oft die Frage, werden meine Bilder ohne Kontext über Länder- und Kulturgrenzen hinaus verstanden? Haben die Bilder auch in fünfzig oder hundert Jahren eine Bedeutung? Das ist ja gerade eine wunderbare Eigenschaft des Mediums, darauf möchte ich nicht zu Gunsten einer reinen Subjektivität verzichten. Trotzdem glaube ich, dass es sich bei meinen Bildern um einen sehr persönlichen Bericht handelt. Ich verstehe das Objektive und das Subjektive in der Fotografie als etwas, das sich im Medium selbst gegenseitig durchdringt. Ich suche nach einer Balance zwischen beidem.

GM Versuchst Du deshalb, in dieser Arbeit mit mehreren »Sprachen« zu sprechen, um Dich verständlicher zu machen?

TS Das Buch hat drei verschiedene Erzählweisen und Ebenen. Ich glaube, dass es so reicher und unterhaltsamer wird. Ich habe erzählende Bilder, durch die man die Leute kennen lernt und sieht, wie es da zugeht. Die meisten dieser Bilder zeige ich im Buch klein, oft auf Textseiten als Illustration.

Dann gibt es malerische Bilder, die ausschnitthaft sind und eher einer Idee nachspüren. Genauer kann ich das nicht sagen. Nicht zuletzt gibt es Porträts der Protagonisten. Alle drei Ebenen sollten sich ergänzen. Ich denke, dass man die malerischen Bilder intensiver sieht, wenn man die anderen gesehen hat. Phantasie braucht Nahrung. Und auch Porträts wird man genauer anschauen können, wenn man die Betreffenden schon aus den anderen Bildern kennt.

GM Der Rabbiner der Gemeinde hat im Vorwort geschrieben, Du seist ein »Außenseiter mit dem Zugang eines Insiders und ein Insider mit dem Blick eines Außenseiters«. Triffst das zu?

TS Das stimmt, meine eigene Präsenz in den Bildern soll rein ideell sein. Ich mag nicht, wenn die Leute auf die Kamera reagieren, deswegen braucht es viel Vertrauen. Ich muss einer von ihnen werden, um dicht genug heranzukommen, aber wäre ich gänzlich wie sie, hätte ich nicht genug Abstand, um Bilder zu sehen. Diese Balance muss immer wieder neu gewonnen werden.

GM Wie sehr ist der professionelle Blick auch der »abgeklärte«, der »ich weiß schon«-Blick?

TS Das wäre falsche Professionalität. Ich möchte mich selbst in jedem Thema neu finden. Für mich ist die Identifikation mit dem Gesehenen wichtig. Der kritisch distanzierte Blick ist nicht meiner. Mir gelingen die Fotos eigentlich nur von Sachen, die ich liebe. Selbst wenn die Geschichte oder der Zustand der Personen traurig ist, so muss doch für mich etwas Humanes im Gegenstand selbst stecken. Ich glaube, mit einem abgeklärten Blick geht das nicht. Der Amateur hat den Vorzug, nur das zu fotografieren, was ihn interessiert, was er liebt. Es steckt bereits im Wort amor. Er ist mir in gewisser Weise näher als der so genannte Profi.

GM Wie weit kannst Du überhaupt eindringen in die Lebensumstände der anderen? Nicht alles ist doch sichtbar und erklärt sich von außen.

TS Fotografen leben von der Oberfläche. Sie ist alles, was wir haben,



damit müssen wir zurechtkommen und damit lebe ich sehr gerne. Aber, wie es in einem Gedicht von Eichendorff heißt: »Schläft ein Lied in allen Dingen / Die da träumen fort und fort, / Und die Welt hebt an zu singen, / Triffst du nur das Zauberwort.« In den Dingen steckt manchmal etwas, das man nicht auf den ersten Blick sieht. Es braucht Glück, um etwas sichtbar zu machen. Dabei sind die Spuren des Lebens subtil, wenn man zuviel selbst sagen will, kann man sie auch leicht zerstören. Deswegen stehe ich auch einer im Bild vorgetragenen Botschaft oder

Meinung skeptisch gegenüber.

GM Was bedeutet das für die Arbeit an den Schwarzweißporträts, die ja ganz anders entstanden sind als die erzählenden Bilder?

TS Nachdem ich die farbigen erzählenden Bilder gemacht hatte, wurde ich gebeten, »headshots« von allen Schülern und Lehrern zu machen. Ich hatte Lust, etwas für mich selbst dabei zu gewinnen. Ich wollte den Leuten einfach ins Gesicht schauen und habe mich bemüht, alles drum herum auszublenden. Darum hab ich mich entschieden, sie alle vor einen weißen Hintergrund zu setzen. Das

ist ein Kunstraum, der die umgebende Realität ausblendet und für mich etwas Sakrales hat. So wie betende Juden sich den Tallis, den Gebetschal, umhängen, um sich für das Gebet vom Alltag abzutrennen, so wollte ich sie durch das Ausblenden des Raumes vom Realen lösen. Es heißt, man sieht die Seele des Menschen in seinem Gesicht. Jedem wollte ich ins Gesicht schauen und das möglichst genau abbilden. Das führte dann doch zu einem Konzept, was sonst nicht so meine Sache ist.

GM Aber die Porträts sind bis auf den Hintergrund unterschiedlich. Einmal sieht man jemanden im Profil, es gibt ein Gruppenporträt und eine einzelne Frau wird in Farbe gezeigt.

TS Ich habe keine so feste Idee, als dass ich ein gleichmachendes Prinzip über jeden stülpen möchte. Ich mag auch keine einfachen Wiederholungen, und so bewegte ich die Kamera bei dem einen dichter ran und bei anderen weiter weg. Wie nah ich an einen Menschen rangehe, ist bereits ein Eingehen auf die Person. Das Vergleichende oder Typisierende interessiert mich nicht, jeder ist einmalig und hat sein eigenes Geheimnis. Um den Unterschied zu den Reportagebildern zu unterstützen, habe ich die Porträts in schwarzweiß gemacht. Und gerade als ich mich damit angefreundet hatte und für mich feststellte, dass diese Entscheidung richtig ist, da fotografierte ich eine junge schöne Frau, die eine Rebbezin – die Frau eines jungen Rabbiners – geworden war. Da habe ich mein Konzept wieder umgestoßen und sie in Farbe fotografiert. Kein einzelner Gedanke ist so umfassend, als das er das Leben abbilden könnte. Ich hatte plötzlich das Gefühl, durch den Wechsel von Schwarzweiß zur Farbe die besondere Stellung der Frau im orthodoxen Judentum zeigen zu können.

GM Hast Du als Reportagefotograf bei der Arbeit mit der Großbildkamera auch selbst etwas Neues lernen können?

TS Bei dieser Art von Porträtfotografie habe ich eine wichtige Erfahrung für mich gewonnen. Ich hatte auf einmal das Gefühl, dass nicht so sehr ich das Bild mache, sondern eher die Porträtierten in Kooperation mit der Kamera, und dass ich diesen Prozess nur moderiere. Man lernt wieder die Gelassenheit des einfachen Abbildens, dass alles schon da ist und ich als Fotograf mich nicht verrückt machen muss mit meinem Gestaltungs- oder

Stilwillen. Ich denke, diese Erfahrung ging dann auch in die Reportagearbeit ein. In gewisser Weise jagst du den Dingen dann nicht mehr so hinterher. Ich suche wohl die Gelegenheit, aber nur, wenn ich total offen und geduldig bin, finde ich auch Bilder. Solche Bilder sind etwas, das bereits latent in mir selbst steckt. Eine fotografische Entdeckung im Äußeren ist so für mich immer auch ein Klarwerden über eigene Gedanken und Gefühle. Deswegen nenne ich die »Judenschule« eine Erzählung und nicht einfach Reportage, weil sie von beidem berichtet, von der Welt und vom Erzähler.

Die Fragen stellte Grischa Meyer



Das Buch Die Judenschule
Hardcover, 144 Seiten
Eigenverlag
29,80 Euro

Zu beziehen über die Website
www.tomsand.com/bookorder.html

